Vielfalt leben

Das Magazin von SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro 07 / 2020

Der Alltag von Menschen mit Beeinträchtigungen ist oft herausfordernd

SZENE HAMBURG

Hamburg wird inklusiv

DARUM INKLUSION

Wie inklusiv sind wir schon und wo brauchen wir noch Nachhilfe und Aufklärung?

Ursula Wermke
Leitung Fachbereich Inklusion
und Zivilgesellschaft

Hedda Bültmann
Chefredakteurin
SZENE HAMBURG

Erik Brandt-Höge
Redakteur
SZENE HAMBURG

Ulrich Thiele
Redakteur
SZENE HAMBURG

Das Team

Kreativ!

Die Zeit der Corona-Pandemie ist herausfordernd – für Menschen mit Behinderung noch mal auf eine ganz andere Weise. Denn für viele ist eine feste Struktur und Regelmäßigkeit im Alltag enorm wichtig, was durch den Lockdown nicht mehr machbar war. Betroffene mussten kreativ werden und neue Wege gehen, wie die Mitarbeiter des Autismus Instituts, um die Therapien, auch ohne persönlichen Kontakt fortzusetzen. Oder die Eltern, deren Tochter nicht mehr in ihr Wohnheim zurück konnte. Kreativität ist das, was die Geschichten in unserem Heft eint. Sie alle erzählen von Ideen oder Aktionen, die das Miteinander von Menschen mit Behinderung und ohne einfach besser machen. Wie man sich mit Spaß dafür einsetzen und etwas erreichen kann. Allen voran Ingrid Körner. Die Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen scheidet nach neun Jahren aus ihrem Amt. In dieser langen Zeit hat sie viel für die Inklusion getan und Hamburg ein Stück weit geprägt. Wir werden sie vermissen und wünschen ihr alles Gute!

Und Ihnen wünschen wir jetzt viel Spaß beim Lesen!

Ursula Wermke,
Inklusionsbüro

Hedda Bültmann,
SZENE HAMBURG

? Ihre Meinung ist uns wichtig!

Wir möchten, dass unser Magazin für Sie, liebe Leserinnen und Leser, spannend bleibt. Sagen Sie uns Ihre Meinung! Einfach per Mail an hedda.bueltmann@szene-hamburg.com

1 **Wie wichtig ist Ihnen das Thema Inklusion und haben Sie bereits Berührungspunkte?**

2 **Welche Themen finden Sie interessant? Was hat Sie beim Lesen überrascht?**

3 **Was fehlt Ihnen und würden es aber von einem Heft über Inklusion erwarten?**

Impressum

ISSN 1614-3892
Herausgeber: SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro Hamburg
Chefredaktion: Hedda Bültmann
Autoren: Erik Brandt-Höge, Marco Arellano Gomes, David Hock, Laura Lück, Ilona Lütje, Basti Müller, Ulrich Thiele

Schlussredaktion: Claudia Hoffmann
Grafik: Constanze Henk
Redaktionsanschrift: Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
redaktion@szene-hamburg.com,
szene-hamburg.com

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich
Gesamtherstellung: VKM Verlagskontor für Medieninhalte GmbH

Geschäftsführung: Mathias Forkel, Tanya Kumst
Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
Telefon: 040 524 72 26 80
Druck: Dierichs Druck+Media GmbH & Co. KG

TITELBILD: PHILIPP SCHMIDT

Marco Arellano Gomes
Redakteur
SZENE HAMBURG

Basti Müller
Volontär
SZENE HAMBURG

Laura Lück
freie Autorin
SZENE HAMBURG

David Hock
freier Autor für u. a.
SZENE HAMBURG,
Rollt. und Hamburger
Abendblatt

Ilona Lütje
freie Autorin
SZENE HAMBURG

Inhalt

Zeit für Inklusion

Wie eine Grundschulklasse mit einem Song den Schülerwettbewerb gewinnt

StattTour

Hamburg aus Sicht eines Rollstuhlfahrers entdecken

Kompetenzzentrum

Ein Experte erzählt, warum Stadt-Innovationen oft nicht barrierefrei sind

Ingrid Körner: Neun Jahre Amtszeit 04

Mehr Akzeptanz für Assistenzhunde 06

Corona verändert das Familienleben 10

Kreative Wege für Autismus-Therapie 11

Barrierefreies Senden beim NDR 16

FOTOS: MARCO ARELLANO GOMES (L.U.), HARTMUT VOGT (L.O.), STATTTOUR (R.)

Der Weg zur Inklusion hört nie auf

Rückblick Die ehemalige Studienrätin Ingrid Körner wurde 2011 als Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen berufen – ehrenamtlich. Jetzt verlässt die 74-Jährige den Posten. Ihr Engagement für ein besseres Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung ist damit aber noch längst nicht beendet

Interview: Ilona Lütje

Frau Körner, Sie haben in den vergangenen neun Jahren viel bewegt. Gehen Sie jetzt leichten Herzens?
Ich gehe voller Zuversicht. Wir sind ein ganzes Stück weiter. Vieles, das früher hinten runtergefallen ist, ist heute selbstverständlich geworden. Inklusion wird stärker mitgedacht bei allen. Das macht Hoffnung und mir den Abschied leichter.

Was waren Ihre Themen?
Die Aufgaben sind ungeheuer vielfältig. Auf Basis der UN-Behindertenrechtskonvention ging es immer darum, die Rechte der Menschen mit Behinderungen auch in Hamburg umzusetzen. Vieles war sehr theoretisch, aber ungeheuer wichtig. Ich habe zum Beispiel immer automatisch Einsicht in sämtliche Schriftstücke – Drucksachen, Gesetzesentwürfe, Bauplanungen. Wo immer etwas geplant wurde, habe ich darauf geachtet, ob das Thema Inklusion mitgedacht wurde. Meine Rückmeldung wurde dann noch mal geprüft und jede Behörde hat dann für sich entschieden. Seit der Wahl 2020 bekommt die ganze Bürgerschaft Kenntnis von den Kommentaren und Einsprüchen und muss dann entscheiden, ob es sinnvoll ist oder nicht. Das ist ein großer Schritt in Sachen Transparenz.

Ein Beispiel?
Der Umzug des Bezirksamts Mitte 2018 in die Caffamacherreihe. Damals mussten mich Mitarbeiter darauf aufmerksam machen, dass das Thema Barrierefreiheit offenbar nicht mitgedacht wurde. Ich habe mir alle Pläne noch mal angeschaut und tatsächlich: Es wurde etliches nicht beachtet – und das, obwohl auch das Gesundheitsamt dort zu Hause sein sollte. Es war zum Glück alles noch in der Planungsphase. Es musste Geld beschafft werden und der Bauherr hat dann noch mal nachgebessert. Ein Gegenbeispiel ist das neue Kongresszentrum – hier wurde das Thema Inklusion vorbildlich mitgedacht.

Welche Themen lagen Ihnen besonders am Herzen?
Auf jeden Fall alle, die mir ganz persönlich entgegengebracht wurden, die mir ganz nah auch noch einmal zeigen, wie es den betroffenen Menschen geht und mit welchen Problemen sie konfrontiert sind. Ich habe von vielen Schicksalen erfahren, die wichtige Denkanstöße geliefert haben. Probleme, an die so niemand gedacht hätte. Leider kann ich hier keine Beispiele nennen, denn jeder Einzelne würde sich sofort darin erkennen. Aber ich kann versichern, dass auf dem Weg zu einem barrierefreien Hamburg – und dabei geht es nicht nur um gehbehinderte Menschen – noch viel mehr Steine im Weg liegen. Diese persönlichen Schicksale – gerade wenn sie sich sehr ähneln – machen mich oft sehr betroffen, zeigen aber auch, dass es wichtig ist, sich zu Wort zu melden. Denn da hapert es dann doch noch. Barrierefreiheit und Inklusion betreffen zum Beispiel auch gehörlose, eingeschränkt sehende oder lernbehinderte Menschen, das vergessen viele gern. Umso erfreulicher ist gerade dieses aktuelle Projekt: hamburg.de soll zu einer barrierefreien Informationsquelle werden und so wirklich jeden erreichen. Der Bedarf wurde zuvor genau ermittelt und ist riesig.

Ihr größter Erfolg? Ihre größte Niederlage?
Es gibt nicht wirklich das eine Highlight oder die eine Niederlage bei diesem Job. Es geht um die tägliche Arbeit und darum, nichts zu übersehen. Aber natürlich: Die Elbphilharmonie, bei deren Bau – zum Beispiel bei der großen repräsentativen Treppe – das Thema Barrierefreiheit so ziemlich vergessen wurde, war schon eine besondere Herausforderung – allein, weil das Gebäude schon so herausragend ist. Ein ganz besonderes Highlight fällt mir dann aber auch doch ein: Anfang 2019 konnte das Kompetenzzentrum für ein barrierefreies Hamburg an den Start gehen. Darin arbeiten die Kollegen fachübergreifend zusammen, um zum Beispiel bei jedem Bauvorhaben die gesetzlich vorgeschriebene Barrierefreiheit überall im Blick zu behalten und so das Leben von Menschen mit Behinderungen in unserer Stadt zu verbessern.

Sie haben die ganzen Jahre „nur“ ehrenamtlich gearbeitet, haben Sie damit gehadert?

Man muss aufeinander zugehen und voneinander lernen

Ingrid Körner hat die Inklusion in Hamburg weit vorangebracht und geprägt

Viele Menschen halten die ehrenamtliche Arbeit schon als sehr misslich, denn das würde den Aufgaben eigentlich nicht gerecht. Ich fand dabei jedoch viele Vorteile für diese Arbeit heraus und konnte es mir nach meinem Schuldienst zum Glück auch leisten, ehrenamtlich zu arbeiten. Doch junge Leute ließen sich über ein Ehrenamt schwer zu diesen Aufgaben motivieren. Wer kann sich das heute schon leisten? Ich habe mich darum schon früh dafür eingesetzt, dass es mit der Neubesetzung jetzt eine bezahlte Stelle wird.

Bekommt das Thema durch die hauptamtliche Stelle jetzt noch mehr Nachdruck?

Das hängt vor allem von der Person ab, die jetzt kommen wird. Die Vorstellungsgespräche laufen, noch gibt es keine Entscheidung. Ich hatte in den Jahren immer Mittel und Wege gefunden, meinem Anliegen Nachdruck zu verleihen. Hamburg ist meine Heimatstadt und ich habe durch die Erfahrungen mit meiner eigenen Tochter – sie ist mit dem Downsyndrom geboren – schon aus eigener Betroffenheit einen sehr intensiven Blick auf das Thema Inklusion. Weil ich mich seit den 80ern in der Behindertenhilfe engagiere, konnte ich ein gutes Netzwerk aufbauen. Das ist ungeheuer wichtig. Ohne dieses Netzwerk ist der Job ungleich schwerer. Ich war immer ein Teil davon. Um ein sinnvolles Ziel zu erreichen, brauche ich Mitstreiter.

Wie inklusiv ist Hamburg denn überhaupt?

Hamburg ist auf einem guten Weg. Wir haben große Fortschritte gemacht, das zeigen zum Beispiel auch unsere Auszeichnung „Wegbereiter der Inklusion!“ sowie der Inklusionspreis, für den sich jedes Jahr immer mehr Unternehmen bewerben. Es gibt immer genug Bereiche, in denen das Thema noch mehr Nachdruck erfordert – sei es im Kulturbereich oder auch im Transport. Der Dienst Moia zum Beispiel ist für mobilitätseingeschränkte Menschen nicht barrierefrei. Dies wird erst bei der nächsten Generation der Fahrzeuge berücksichtigt werden. Allerdings ist die App mit einer Voiceover-Funktion auf die Bedürfnisse von sehbehinderten Menschen angepasst worden, da gibt es also viel zu tun. Auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft ODER auf dem Weg zur Inklusion, sind schon kleine Schritte immens wichtig. Der Weg hört nie auf. Darum sollte man nie glauben, man hätte das Ziel irgendwann erreicht. Wichtig aber ist auch: Inklusion ist keine Einbahnstraße. Man muss aufeinander zugehen und voneinander lernen.

Derzeit laufen die Bewerbungsgespräche. Welchen Rat haben Sie für Ihre Nachfolge?

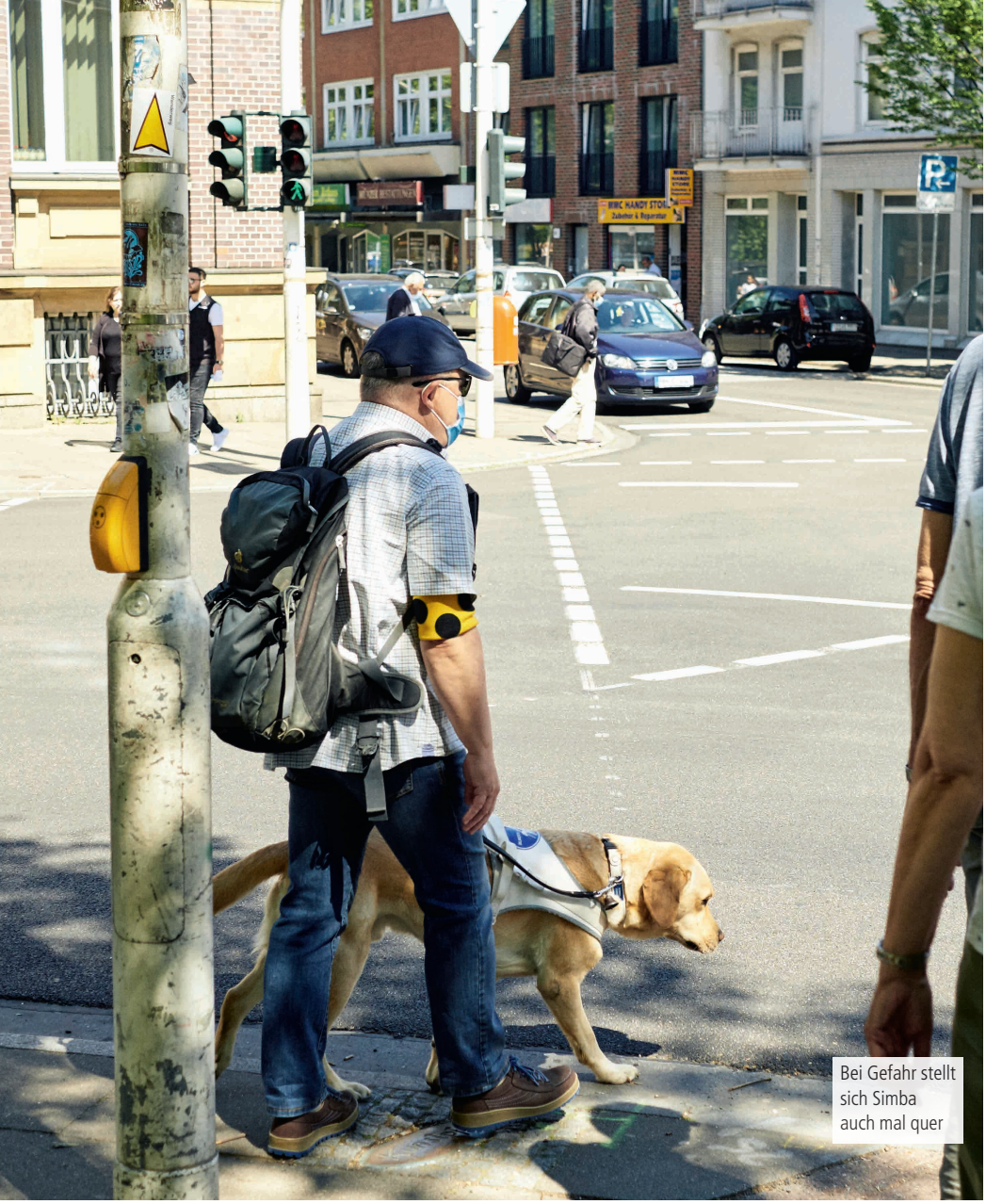
Nicht aufgeben und immer sehr hartnäckig bleiben.

Sie sprechen sehr leidenschaftlich. Werden Sie loslassen können?

Ich stecke einfach zu tief drin, mir ist der Job sehr, sehr ans Herz gewachsen. Doch ich bin jetzt 74 und habe eine große Familie und drei Enkel, mit denen ich sehr gern Zeit verbringe. Ich werde mich aber weiterhin in kleineren Projekten engagieren, denn ganz verabschieden kann ich mich nicht.

▸ Inklusionsbüro Hamburg, Osterbekstraße 96 (Barmbek), Telefon 428 63 50 66; www.hamburg.de/skbm/

FOTO: JAKOB BÖRNER



Bei Gefahr stellt sich Simba auch mal quer

„Ein ganz anderes Leben“

Assistenzhunde Die Freiheit der Selbstbestimmung, die ausgebildete Hunde blinden Menschen schenken, erfährt Andreas Schmelt jeden Tag. Im Verein Deutsche Blindenführhunde engagiert er sich für eine europaweit standardisierte Ausbildung – und für Supermarkteinkäufe ohne Zutrittsdiskussionen

- Text: David Hock
- Fotos: Philipp Schmidt

Simba geht voran, Andreas Schmelt geht mit. Der 60-Jährige hat den vierjährigen Hund an der Leine. Die Kontrolle aber, den Überblick, hat der Labrador. Schmelt sagt „Obst“, Simba nimmt Kurs auf die Schlange des Obststands. Es ist Freitagvormittag, Wochenmarkt in Harburg „Am Sand“. Für Herrchen und Hund wöchentliche Routine. Als sie an der Reihe sind, macht Schmelt einen Fingerzeig, Simba setzt sich, wartet – ohne ein Lebensmittel zu berühren, ohne zu schnüffeln. Seine Augen aber verfolgen jede Bewegung. „Hat er gut gearbeitet, Andreas? Darf er eine Birne?“, fragt die Verkäuferin grinsend. Er darf. Nach einem kurzem Schnack geht es weiter: „Räucherfisch“ lautet das Kommando.

Seit drei Jahren steht Simba dem erblindeten Andreas Schmelt im Alltag zur Seite. Wenn der Hund die weiße Kenndecke und das weiße Führgeschirr trägt, ist er im Dienst – und für Schmelt derjenige, „der mit mir den Weg dahin geht, wohin ich will“. Ein Blindenführhund ermögliche ihm ein ganz anderes Leben. Schmelt erfährt dies seit mittlerweile elf Jahren. Im Verein Deutsche Blindenführhunde, eine Gruppe mit „unterer dreistelliger Mitgliederzahl“, ist er seit 2011 Erster Vorsitzender. Hier setzt er sich ehrenamtlich dafür ein, dass auch andere Menschen professionell ausgebildete Führhunde an ihre Seite gestellt bekommen. Und dass diese in der Gesellschaft als Hilfsmittel an jedweden Alltagsorten akzeptiert werden. Dafür reisen Schmelt und Simba zu Vorträgen, Messen oder Schulbesuchen in ganz Deutschland.

1986 hatte Schmelt eine Sehnerventzündung, erblindete, kann heute nur noch Hell und Dunkel unterscheiden. Der verheiratete Kaufmann durchlebte den „großen Kontrollverlust“. Mit seinem ersten Blindenführhund Hektor erhielt er ein gutes Stück selbstbestimmten Lebens zurück. Aber die Herausforderungen bleiben: „Es ist nicht sofort möglich, die Abstandsregeln einzuhalten“, nennt Schmelt ein aktuelles Problem während der Corona-Pandemie. Nicht immer erkennt Simba die langgezogenen Schlangen. Das Zweiergespann erlebt dann Menschen, die hilfsbereit sagen, wo sie sich hinstellen sollen. Aber mitunter auch solche, die ihnen Drängelei vorwerfen: „Haben Sie nicht gesehen, dass hier nicht frei ist?“

Simba ist Schmelts dritter Assistenzhund und hat, wie seine Vorgänger, eine zertifizierte Ausbildung absolviert. „Das erste Lebensjahr verbringen angehende Blindenführhunde in Patenfamilien“, erklärt Schmelt. Dort sind die Hunde erst mal Familienhunde, werden gewaltfrei erzogen und an unterschiedliche Alltagsorte geführt. „Man merkt später, wie gut die Patenfamilie gearbeitet hat“, sagt Schmelt. Mit Simba ist er zufrieden, auch wenn er am Anfang eine überraschende Entdeckung machte: „Zunächst ist er zwischen meinen Beinen Achten gelaufen. Da haben sie in der Patenfamilie wohl ‚Dogdancing‘ gemacht.“

Zertifizierte Schulen lehren Hunde 40 Hörzeichen und räumliches Sehen

Von der Patenfamilie kam Simba schließlich in die Blindenführhundschule im brandenburgischen Müncheberg, eine von sechs in Deutschland von der International Guide Dog Federation (IGDF) zertifizierten Ausbildungsstätten. Bevor Trainer und Hunde hier sechs bis neun Monate intensiv zusammenarbeiten, erfolgt eine umfassende, 1.500 Euro schwere Gesundheitsuntersuchung: Ist der Hund hinreichend fit, intelligent, schreckfest und hat Spaß an der Arbeit? Fragen, die mit „Ja“ beantwortet sein müssen, damit der Hund 40 Hörzeichen für die verschiedenen Alltagssituationen erlernen darf, darunter „Such Treppe!“, „Ampel“ oder „Such Zebra!“.

Simba wartet geduldig auf sein Herrchen

Zuvor haben die Schulen mit den antragstellenden Menschen Gespräche geführt. Bei ihnen werden Faktoren wie Persönlichkeitsstruktur, Schrittlänge oder Wohngegend abgeklopft und entscheiden schließlich über die passende Hunderasse. Das erste Beschnuppern zwischen Hund und Mensch findet in der Ausbildung statt. Anschließend kommt es zum einmonatigen Einarbeitungslehrgang. Neben dem Auswendiglernen der Hörzeichen, stellt sich auch die Vertrauensfrage, denn „es ist nicht einfach, dem Hund die Führung zu übergeben“. Auch für den Hund ist das gemeinsame Laufen nicht einfach. Er muss erst lernen, nicht nur mit Nase und Mund, sondern vor allem mit den Augen, räumlich abschätzend, zu arbeiten. Und sich bei Gefahrensituationen wie einer Baugrube buchstäblich querzustellen.

Aber das kostet: In der Gespannsprüfung führt das Duo einen Katalog von Kommandos vor. Danach erst entscheidet der Kostenträger, in der Regel die gesetzliche Krankenversicherung, ob er die Kosten von etwa 30.000 Euro übernimmt. Bis dahin trägt die Ausbildungsstätte das wirtschaftliche Risiko.

Der Verein Deutsche Blindenführhunde setzt mit seiner Unterstützung erblindeter Menschen bereits zu Beginn des langwierigen Verfahrens an: „80 Prozent der Erstanträge auf einen Blindenführhund werden erst mal abgelehnt“, weiß Schmelt. Für Menschen, die erblindet sind, mit sich selbst hadern, ein weiterer Rückschlag. „Viele haben nicht die Kraft für ein Widerspruchsverfahren und knicken ein.“ Der Verein unterstützt seine Mitglieder; recherchiert vergangene Urteile zu vergleichbaren Fällen, schreibt Gutachten, und vertritt die Antragstellenden gegebenenfalls vor Gericht. “

80 Prozent der Erstanträge für einen Blindenführhund werden abgelehnt

Was passiert mit den Hunden im Ruhestand?

Die Tätigkeiten des Vereins reichen vom Antragsverfahren bis zur Pensionierung der Blindenführhunde: Momentan ist der Verein mit einem Patenprogramm dabei, eine eigene Junghundezucht auszuheben. Im DIN-Normenausschuss wirkt er an einer internationalen Standardisierung der Ausbildung mit. Darüber hinaus vermittelt er auch Patenfamilien für Hunde, die nach mehrjähriger Tätigkeit in Ruhestand gehen. Nicht zuletzt sind Vereinsmitglieder auf zivilen Veranstaltungen vertreten, bieten unter anderem Blindläufe an, bei denen sich sehende Menschen eine Dunkelbrille aufsetzen und von einem Führhund durch einen Parcours leiten lassen können. Der Verein möchte aufklären – darüber, dass Blindenführhunde ein rechtlich-anerkanntes Hilfsmittel sind, dessen Mitnahme in Restaurants, Arztpraxen oder Supermärkte nach einem Gutachten des Ministeriums für Ernährung und Landwirtschaft nicht nur „medizinisch-hygienisch unbedenklich“, sondern nach dem Allgemeinen Gleichstellungsgesetz explizit gestattet ist. Immer noch verwehren Geschäftsinhaber Blindenführhunden den Zutritt, wollen Ausnahmeregelungen vereinbaren, wo Rechtssicherheit besteht. Solche Erfahrungen würden mürbe machen, sagt Schmelt. Wenn Simba nach Hause kommt, ist er kein Hilfsmittel mehr. Hier hat der Labrador Feierabend, tobt durch den Garten, lässt sich streicheln. „Wenn das Geschirr abgelegt ist“, so Schmelt, „ist er ein Familienhund.“

▸ **Mehr Informationen unter www.deutsche-blindenfuehrhunde.de**

Oft im Weg: E-Scooter stellen für Blinde eine Gefahr dar

Barrierefreie Kompetenz

Expertenteam Das Kompetenzzentrum für ein barrierefreies Hamburg will die Situation der Menschen mit Behinderungen in der Hansestadt nachhaltig verbessern. Im Gespräch verrät Joachim Becker, Experte für Verkehrs- und Freiraumplanung, wie es das umsetzt und was noch besser geht

◗ Interview: Marco Arellano Gomes

Herr Becker, warum wurde das Kompetenzzentrum für ein barrierefreies Hamburg gegründet?

Die Idee war, dem großen Beratungsbedarf der Behörden, Verkehrsbetriebe, Bauherren, Architekten etc. durch kompetente, hauptamtliche Ansprechpartner zu begegnen. Als Experten und Expertinnen für Barrierefreiheit tragen wir dazu bei, die Lebensbedingungen für Menschen mit Behinderungen zu verbessern.

Wann kam die Idee für ein Kompetenzzentrum auf?

Unsere drei Träger – die „Hamburger Landesarbeitsgemeinschaft für behinderte Menschen e. V." (LAG), der „Blinden- und Sehbehindertenverein Hamburg e. V." (BSVH) und der Verein „Barrierefrei Leben e. V." – forderten seit Jahren ein eigenständiges, von der Stadt finanziertes Beratungsangebot. Seit 2019 gibt es nun das Kompetenzzentrum mit Fachleuten, die zu allen Themen rund um die Barrierefreiheit beraten können. Das ist in Deutschland einzigartig.

In welchen Bereichen beraten Sie?

Die Beratung erfolgt in vier Bereichen: Hochbau, Quartierentwicklung, Verkehrs- und Freiraumplanung sowie Information und Kommunikation. Perspektivisch ist der Wunsch da, das Zentrum weiter auszubauen, einfach weil die Bedarfe da sind.

Haben Sie den Eindruck, dass bei neuen Projekten die Barrierefreiheit mehr beachtet wird als früher?

Was sich seit Bestehen des Kompetenzzentrums verändert hat, ist, dass es jetzt jemanden gibt, der konkret angesprochen werden kann. Architektur- und Planungsbüros rufen bei uns an und fragen: Wie machen wir das denn jetzt? Was muss ich dabei beachten? Vorher landete das oft bei den drei oben genannten Trägern und ihren ehrenamtlichen Mitarbeitern. Mit unserer Arbeit schärfen wir das Bewusstsein für die berechtigten Forderungen der Menschen mit Behinderungen. Denn es ist ja in den meisten Fällen kein böser Wille, wenn etwas nicht beachtet wird.

Wie fördern Sie dieses Bewusstsein?

Für Mitarbeiter der Planungsbehörden bieten wir unter anderem Fortbildungen an. Die kennen sich zwar in den Bestimmungen sehr gut aus. Aber wenn wir sie dann in den Rollstuhl setzen oder ihnen einen Blindenstock in die Hand drücken ohne, dass sie etwas sehen können, sind sie um eine entscheidende Erfahrung reicher.

Diplom-Ingenieur Joachim Becker ist einer der Fachleute in dem neuen Kompetenzzentrum

Für das Abstellen der E-Scooter wurden keine Regelungen getroffen. Die Folgen sehen wir auf Straßen und Fußwegen

Beim öffentlichen Nahverkehr hat sich in Sachen Barrierefreiheit in den letzten Jahren ja viel getan.

Die Zusammenarbeit mit dem HVV läuft sehr gut. Viele Stationen wurden bereits barrierefrei nachgerüstet. Wichtig ist aber auch die barrierefreie Information. Zum Beispiel, dass Durchsagen auch von Menschen registriert werden, die nicht hören können, also auch als optische Information dargebracht werden – und umgekehrt, sodass diese auch Menschen zugänglich gemacht werden, die nicht oder nicht gut sehen können.

Alternative Verkehrsmittel sind ja meist nicht barrierefrei wie die E-Roller. Wie stehen Sie zu deren Einführung?

Ich stelle oft fest, dass durch Innovationen neue Barrieren entstehen. Für das Abstellen der E-Scooter wurden keinerlei Regelungen getroffen, sondern nur freiwillige Vereinbarungen. Die Folge sehen wir auf den Straßen und Fußwegen: Roller werden von den Nutzern einfach so in der Gegend abgestellt – zum Leidwesen von Menschen mit Behinderungen. Für sie besteht seither eine permanente Stolpergefahr.

Welche Regeln sollte man bei E-Tretrollern beachten?

Ich fange mal mit den Orten an, an die man sie nicht abstellen sollte: Zum einen nicht dort, wo sichtbar Menschen durch müssen, also vor Straßenüberquerungen und Eingängen. Und auch nicht auf Bodenindikatoren wie die taktilen Leitlinienssysteme, ebenso nicht an Wänden, Hecken und Mauern, da diese für Menschen mit Blindenstock als Orientierungsmedium dienen. Und schon gar nicht mitten auf dem Gehweg. Die Tretroller gehören am besten auf den sogenannten Unterstreifen – das ist der Bereich zwischen Gehweg und Fahrbahn, wo die Bäume, Straßenlaternen und Baumschutzbügel stehen.

Was hätten Politik und Anbieter besser machen können?

Es wäre schön gewesen, wenn es ausgewiesene Flächen zum Abstellen der Roller gäbe. Bremen hat zum Beispiel mit den Roller-Vermietern verbindliche Vereinbarungen getroffen. Das hätten wir uns auch für Hamburg gewünscht. Für Blinde und Sehbehinderte, Ältere und Mobilitätseingeschränkte besteht erhöhte Gefahr – zum einen durch das Abstellen, zum anderen durch die Nutzung der Gehwege als Fahrspur – obwohl das nun gerade nicht erlaubt ist.

Der Senat hat gerade erst neue Fahrrad-Pläne vorgestellt. Was halten Sie davon?

Grundsätzlich verstehe ich die Euphorie über die neuen Velorouten, aber ich frage mich schon, wie man als Blinder über diese oder jene Fahrradstraße kommen soll. Die Fahrräder werden immer schneller und immer leiser. Ich kann als Blinder ein Fahrrad nicht hören. Da sollte dringend nachgebessert werden.

Haben sie einen konkreten Vorschlag?

Es wäre denkbar, Zebrastreifen oder Fußgängerübergänge einzubauen. Das ist derzeit nicht verpflichtend, da es sich bei einer Fahrradstraße um eine Tempo-30-Zone handelt. Die Stadt ist bei solchen Zonen mit Zebrastreifen sehr sparsam. Wir haben uns als Kinder Bierdeckel in die Speichen gesteckt. Ich weiß nicht, ob Sie das auch noch gemacht haben (*lacht*). Das war cool, das ratterte so schön. Es müssen ja nicht Bierdeckel sein, aber es wäre keine schlechte Idee, auch bei Fahrrädern über einen Mindest-Geräuschpegel nachzudenken.

▸ **Kompetenzzentrum für ein barrierefreies Hamburg, Paul-Stritter-Weg 1 (Alsterdorf); kompetent-barrierefrei.de**

FOTOS: MARCO ARELLANO GOMES (L.), KOMPETENZZENTRUM FUER EIN BARRIEREFREIES HAMBURG (R.)

Zurück ins Elternhaus

Corona-Auswirkungen Maria Fricke lebt seit über 25 Jahren in einer Wohngemeinschaft für Menschen mit Behinderung. Seit Corona ist sie wieder bei ihren Eltern untergekommen. Schuld daran sind vor allem unglückliches Timing und eine problematische Quarantänebestimmung für Einrichtungen der Behindertenhilfe

Text: Laura Lück

Am Sonntag, den 22. März erreicht das Ehepaar Fricke (*Name von der Red. geändert*) in Sasel eine Nachricht, die ihren bisherigen Alltag auf den Kopf stellt: Ihre Tochter Maria, die in einer Wohngruppe für Behinderte lebt, darf aufgrund der sich ausbreitenden Covid-19-Pandemie nach dem Wochenendbesuch nicht zurück in ihr „zweites Zuhause", wie die 50-Jährige die Einrichtung des ZusammenLeben e. V. seit 1993 nennt. Seit dem 16. März hatte Maria bereits nicht mehr in der Töpferei arbeiten können, die ein Angebot tagesstrukturierender Maßnahme für Bewohner darstellt. Ihr Vater Heinz Fricke fühlte sich alleingelassen: „Dass Maria nach der Schließung der Werkstätten nun nicht einmal zurück in die Wohngruppe konnte, mochte ich so nicht akzeptieren. Da haben wir uns an die Gleichstellungsstelle gewandt." Daraufhin kam das Angebot einer Rückkehr, allerdings nur unter der Auflage einer 14-tägigen Isolation; eine Bestimmung der Stadt Hamburg. Maria allein in einem Raum für zwei ganze Wochen – für die Frickes war direkt klar, dass das nicht geht. „Unsere Tochter hätte es erstens nicht gewollt, man hätte es aber auch nicht verantworten können. Sie wäre höchstwahrscheinlich wieder in eine Psychose gerutscht." Auch das Schließen der Werkstätten hält Fricke für unüberlegt: „Ich glaube, man hat sich vorher nicht klar gemacht, was das für die Bewohner eigentlich heißt. Arbeit bedeutet für Menschen mit Behinderung Sinngebung. Sie können sich auch nicht einfach mal eine entspannte Auszeit nehmen und nette Bücher lesen."

Für Marias Tagesstrukturierung sind die Frickes seither selbst verantwortlich. „Wir gehen viel spazieren und haben jeden Tag Programm. Wir haben Hochbeete gebaut und angefangen Pflanzen wie Tomaten, Rucola und Kürbisse hochzuziehen." Eine Umstellung für das Ehepaar Fricke, die beide bereits im Rentenalter sind. Maria macht die Gartenarbeit Freude, die Töpferei und ihr gewohnter Tagesrythmus fehlen trotzdem sehr – seit nunmehr knapp drei Monaten. Zwar seien sie gut durch die Zeit gekommen, dass die Menschen mit Behinderung allerdings im Zuge der Krise exkludiert und nicht inkludiert wurden, empfindet Fricke als problematisch. Es sei zu bedenken, dass ihr Alltag nicht dem von anderen Menschen gleiche und sie ohnehin schon in einem sehr engen Rahmen leben. Die Selbstverständlichkeit und möglicherweise auch Unbedachtheit, mit der die Maßnahmen getroffen worden sind, ärgern Fricke. Der ZusammenLeben e. V. nennt die Geschehnisse einen Fall mit sehr unglücklicher zeitlicher Abfolge. Die Quarantänebestimmungen der Stadt Hamburg hielt auch die Einrichtung für keine Option. Seit dem 22. April konnte sie Angehörigen und rechtlichen Betreuern gegenüber allerdings eine Lockerung kommunizieren: die sofortige Rückkehrmöglichkeit nach einem aktuellen negativen Testergebnis. Das sei auch bei Redaktionsschluss der Stand. Man sei im ständigen Austausch mit Familie Fricke, sodass einer zeitnahen Rückkehr Marias bald nichts mehr im Wege stehe. Zu einem gemeinsamen kleinen Sommerurlaub mit ihren Mitbewohnern sei sie bereits angemeldet – eine gute Chance für die Wiedereingliederung.

Menschen mit Behinderung wurden exkludiert

In diesem Haus ist die WG von Maria beheimatet

FOTO: DIRK PUDWELL

▸ **ZusammenLeben e. V., Wohldorfer Damm 20 (Bergstedt), Telefon 604 00 36; www.zl-hamburg.de**

Soziale Situationen über Rollenspiele erkennen

Kochen und spielen per Video

Corona macht auch den Therapeuten am Hamburger Autismus Institut zu schaffen. Schließlich fällt die Mehrzahl der persönlichen Treffen mit ihren Klienten weg – und damit auch Regelmäßigkeiten, die für Autisten so wichtig sind. Die Institutsleiterin Barbara Rittmann über neue, kreative Wege, um die Therapien fortzuführen

Interview: Erik Brandt-Höge

? Barbara Rittmann, vor welche Herausforderungen hat die Corona-Krise Sie am Hamburger Autismus Institut gestellt?

Wir sind ja eine Einrichtung, die eigentlich nur im Präsenzmodus Autismus-Therapie und -Beratung anbietet. Wir haben Klienten mit einer Kontaktbehinderung, die teils nicht sprechen oder eine kognitive Einschränkung haben. Von daher war es erst mal schwer, sich vorzustellen, ohne direkten Kontakt einen positiven Einfluss zu nehmen. Viele Klienten wollten auch gar nicht mehr kommen. Es hieß schließlich überall: „Bleibt zu Hause!“

Wir haben Sie reagiert?

Wir haben auf Fernmedien umgestellt. Zuerst haben wir übers Telefon, später auch über diverse Onlinekanäle versucht, den Kontakt aufrechtzuerhalten. So haben wir es geschafft, circa 90 Prozent unserer Klienten zu erreichen. Man muss aber schon sehr kreativ sein, damit jemand in einer Therapie ohne persönlichen Kontakt auch dabeibleibt.

Haben Sie ein Beispiel?

Wenn man sich gut abspricht und die Koordinaten genau benennt, kann man am Telefon zum Beispiel so etwas wie Schiffeversenken spielen. Regelspiele sind sowieso immer gut, weil man dabei viele soziale Kompetenzen erwerben kann. Auf Videoplattformen können wir auch kleine Rollenspiele spielen, etwa mit Playmobil-Figuren, um bestimmte soziale Situationen kennenzulernen. Und eine Therapeutin erzählte mir kürzlich, dass sie über die Videokommunikation mit einem Klienten parallel gekocht hat, und die beiden dabei immer verglichen haben, was sie gerade machen, das hat auch super geklappt. Einen weiteren Vorteil hat diese Form der Kommunikation: Wir lernen die Klienten noch etwas besser kennen, unter anderem, wie sie wohnen.

Viele Strukturen, die Ihren Klienten besonders wichtig sind, fielen aufgrund der Pandemie ja weg: Schulen, Kitas und Spielplätze waren lange geschlossen. Sie haben im Namen des Instituts versucht, Ausnahmen zu erwirken …

… und wir waren dafür auch im Kontakt mit Ingrid Körner, Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen. Sie war auch sehr bemüht, Ausnahmeregelungen für Spielplätze zu ermöglichen, es gab aber rechtliche Schwierigkeiten. Irgendwann gab es dann ja aber die Wiedereröffnungen. Das war enorm wichtig, denn für Autisten ist das Fehlen von Regelmäßigkeiten wie Schule, Kindergarten und Tagesförderstätte tatsächlich eine große Einschränkung gewesen.

Fühlen Sie sich denn generell von der Hamburger Politik ausreichend unterstützt?

Ich weiß gar nicht, ob es unsere Erwartung ist, von der Politik unterstützt zu werden. Wir sind ja ein freier Träger und als solcher für uns selbst verantwortlich. Was die Politiker aber in einigen Äußerungen deutlich gemacht haben, ist dass sie unsere Einrichtung auf alle Fälle erhalten wollen. Das allein hat uns schon gutgetan. Auch werden von der Stadt im Verhältnis zu anderen Regionen überdurchschnittlich viele Hilfen angeboten. Hamburg hat sich durchaus als unterstützend erwiesen.

▸ Mehr Informationen unter autismus-institut.de

Neue Sichtweise: Im Rollstuhl die Stadt erkunden

„Das geht ganz schön auf die Arme“

Unterwegs Wie sieht Hamburg aus Rollstuhlfahrer-Perspektive aus? Florian Knittel ist Projektleiter von StattTour, einem Stadtführungsangebot, das den Perspektivwechsel möglich macht und Arbeitsplätze für rollstuhlfahrende Tourguides schafft

Text: Laura Lück

Florian, was steckt hinter dem Projekt StattTour?
Wir bieten Stadttouren an, bei denen Personen, die normalerweise nicht im Rollstuhl sitzen, die Perspektive eines Rollstuhlfahrers einnehmen und selbst für 90 Minuten Hamburg erkunden können. Wir stellen die Rollstühle und einen Tourguide zur Verfügung, der selbst Rollstuhlfahrer ist, eine Einweisung zur Benutzung der Rollstühle gibt und dann durch die HafenCity führt. Dabei erzählt er von seinen Erfahrungen mit dem Thema Barrierefreiheit in der Stadt und wie er Inklusion wahrnimmt. Es geht nicht vordergründig um die Sehenswürdigkeiten, sondern um den Perspektivwechsel und darum zu sehen, welche Herausforderungen einem Rollstuhlfahrer im Alltag so begegnen.

Euer Team besteht aus Studenten?
Genau, StattTour ist ein Projekt von Enactus Hamburg, der größten studentischen Initiative der Welt, deren Ziel es ist,

Eine gewohnte Umgebung wirkt plötzlich ganz anders

Der Student Florian Knittel (M.) arbeitet ehrenamtlich bei StattTour und sitzt nur dann im Rollstuhl

Wie barrierefrei Hamburg ist, erlebt man erst im Rollstuhl

soziale Missstände durch wirtschaftliches Handeln auf sozialer Ebene zu verbessern. Wir Studenten arbeiten ehrenamtlich. Einnahmen fließen in die Gehälter der Tourguides. Jobs für Rollstuhlfahrer zu schaffen ist eine der Grundideen des Projekts. Der Arbeitsmarkt ist für sie kleiner und eingeschränkter. Oftmals sind es außerdem Berufe, die in einem Büro stattfinden. Da wollten wir eine Alternative schaffen.

Wie kann man an den Touren teilnehmen?

Wir sind gerade in der Anlaufphase und haben in der Vergangenheit schon Probetouren angeboten. Ursprünglich wollten wir Anfang Mai richtig loslegen. Durch Covid-19 hat sich dieser Termin natürlich weiter nach hinten verschoben. Sozialer Kontakt steht im Zentrum der Idee, deshalb gab es trotz vieler Interessenten auch keine Alternativlösung. Wir hatten Kontakt zu internationalen Studenten, die an der Verbindung zwischen Sehenswürdigkeiten und Perspektivwechsel interessiert waren, Menschen, die Rollstuhlfahrer im eigenen Umfeld haben und ihre Sichtweise besser verstehen wollen oder zu Schulklassen, die im Rahmen von Inklusionswochen oder Projekten Touren buchen wollten. Das geht ganz einfach über unsere Website oder per Mail.

Touren mit Distanz sind vorerst nicht vorstellbar?

Theoretisch wäre das möglich, aber wir wollen nicht zu früh agieren und womöglich gegen Regularien verstoßen. Wir müssen ein Hygienekonzept entwickeln und sind dabei zu überlegen, wie man Touren kontaktarm gestalten könnte. Wir haben noch keine konkreten Termine, hoffen aber, dass es ab August losgehen kann.

Was hast du durch die Erfahrungen mit dem Rollstuhl persönlich Neues gelernt?

Erst mal war ich überrascht, wie viel Technik und Raffinesse in so einem Rollstuhl steckt und wie individuell anpassbar seine verschiedenen Funktionen sind. Außerdem geht das Fahren ganz schön auf die Arme. Man kann sich richtig reinfühlen, wie anstrengend das ist. Vor allem war es aber spannend zu erleben, wie eine gewohnte Umgebung plötzlich ganz anders wirkt – auch weil die Fortbewegung eben eine ganz andere ist. Dinge, die für Fußgänger einen einzigen Schritt bedeuten, werden für Rollstuhlfahrer schnell zur Hürde.

Wie war die Wahrnehmung von außen? Ist man anders mit dir umgegangen, weil man dich für einen Rollstuhlfahrer hielt?

Als wir im Team zum ersten Mal eine Probetour gemacht haben, sprach uns eine Frau an und fragte, ob wir denn noch üben würden. Wir haben das bejaht und erklärt, dass wir gerade unsere erste Erfahrung mit Rollstühlen sei. Ihre Antwort war: „Ihr seid ja auch viel zu schön für den Rollstuhl." Wir waren alle total geschockt, wie beiläufig und unüberlegt dieser Kommentar von ihr kann. Wir haben mit unserem Tourguide Björn auch viel über dieses Thema gesprochen. Er wird sehr oft von Menschen darauf reduziert, dass er im Rollstuhl sitzt. Wenn er in den Fahrstuhl möchte und die Tür sich schon schließt, ruft schon mal jemand: „Der Rollstuhl muss noch mit!"

Wie barrierefrei ist denn Hamburg?

An den Bahnstationen bemüht man sich sehr. Mittlerweile sind 80 Prozent der U-Bahnhöfe barrierefrei. Auch die Brücken von der HafenCity rüber in die Speicherstadt sind mit Rampen versehen, die einen Übergang ermöglichen. Es gibt allerdings auch immer noch Bereiche, die gar nicht barrierefrei zugänglich sind. Eine Flaniermeile ist beispielsweise nur über Treppen erreichbar. Das Angebot für Toiletten für Rollstuhlfahrer ist in der Stadt auch noch sehr begrenzt. Die HafenCity etwa bietet eine einzige barrierefreie Toilette. In älteren Stadtteilen sieht es oft noch schlechter aus. Unser Tourguide muss seine privaten Wege dementsprechend anpassen und immer gut planen.

▸ **Mehr Informationen unter statt-tour.de**

FOTOS: STATTTOUR

Vielfalt im Viervierteltakt

Zeit für Inklusion „Ich bin ich und du bist du. Jeder hier gehört dazu“, so lautet die erste Zeile des Refrains aus dem Lied „Vielfalt ist das Leben“ – eine Komposition der Klasse 3e der Grundschule Rahlstedter Höhe, die dafür ausgezeichnet wurde

Text: Basti Müller

Vorausgegangen war die an viele Hamburgerinnen und Hamburger gerichtete Einladung Ingrid Körners, Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen, sich im Herbst 2019 an der Zeit für Inklusion zu beteiligen. Frau Körner hat diese Zeit zum fünften Mal aufgerufen, um auf die vielen Angebote in der Stadt hinzuweisen, in den Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam aktiv sind, Sport treiben, Kultur genießen, Bildungsangebote wahrnehmen etc. Dr. Michael Klein-Landeck, Leiter der Stabsstelle für Inklusion und Sonderpädagogik der Behörde für Schule und Berufsbildung (BSB) nahm diese Einladung an. Unter dem Motto „Klasse inklusiv – gemeinsam stark“ richtete er sich an alle Hamburger Schülerinnen und Schüler der Grundschulen und der Sekundarstufe I und bat sie, kreative Projekte wie Collagen, Geschichten, Videos und vieles mehr bei der BSB einzureichen. „Zahlreiche schöne und durchaus nachdenkliche Beiträge von Hamburger Schulklassen gingen ein“, sagte Dr. Klein-Landeck, was die Wahl der Gewinnerinnen beziehungsweise Gewinner nicht gerade leicht gestaltet habe.

Bei der Preisverleihung gab’s strahlenende Gesichter

Auch die eh schon musikbegeisterte Klasse 3e aus Rahlstedt reagierte auf den Aufruf eifrig und sammelte mithilfe kooperativer Lernformen Textideen für einen schuleigenen Song. In mehreren Unterrichtsstunden stellten die Schüler ihre eigenen Sichtweisen vor, diskutierten sie in der Klasse und trugen sie in Mindmaps zusammen. Schlaglichter der Ideenfindung waren: „Alle Kinder sind bei uns willkommen“, „Unterschiedlich sein ist ganz normal“ und „sich gegenseitig helfen“ – Werte, mit denen sich nicht nur die Klassengemeinschaft, sondern auch die gesamte Schule identifiziert. Innerhalb von drei Monaten erarbeiteten die Schüler der 3e so eine Vielfalt-Hymne, die vom Musiklehrer Oliver Ehmsen und von Julia Ehmsen-Nottelmann in eine singbare Form gebracht wurde. Weil sich die Kin-

Kreativ und engagiert: die Klasse 3e

Musik verbindet, stärkt und überwindet Grenzen

der im Jahrgang auch klassenübergreifend gut verstehen, wählte Ehmsen zwei Kinder aus den Parallelklassen aus, Davinia und Deniz, für die Solo-Teile des Songs. In anderthalb Wochen war der Song dann endlich im Kasten. Dafür wurde der Musikraum der Schule kurzerhand zum Projektstudio. Auch der Kindermusiker Rolf Zuckowski hörte den Song und spricht von einer „starken Botschaft“ und, dass wir „Lieder wie dieses, die Kindern eine Perspektive geben, brauchen“.

Dem konnte sich die Jury nur anschließen und kürte „Vielfalt ist das Leben“ zum Siegerprojekt des Wettbewerbs. Bei der feierlichen Preisverleihung dann der große Moment: Die Schüler der 3e präsentieren ihren Gewinnersong unter der Leitung von Ehmsen in der Aula der Schule. Dr. Klein-Landeck ehrte die Sieger anschließend mit einer Urkunde und dem ersten Preis, ein gemeinsamer Besuch im Hamburger Miniatur Wunderland. „Die Klasse 3e hat gezeigt, wie Musik verbindet, stärkt und Grenzen überwindet“, sagt der Leiter der Stabsstelle für Inklusion und Sonderpädagogik, „vor allem hat ihr Beitrag eine klare Botschaft: Jeder und jede ist willkommen hier. Alle gehören dazu und gemeinsam sind wir stark!“

Auch Oliver Ehmsen ist über die Ehrung seiner kleinen Musiker hoch erfreut. „Wir wünschen uns, dass der Song auch in anderen Schulen erklingt und so vielleicht zum respektvollen Miteinander beitragen kann.“ Zu hören ist der Song auf Ehmsens neuem Kinderlieder-Album „Fliegen“, dass als CD auf der Internetseite singen-ist-stark.de erworben werden kann.

Die BSB ruft auch in diesem Jahr wieder im Rahmen der Zeit für Inklusion zu einem Schülerwettbewerb auf. Diesmal unter dem Motto „Spaß an gemeinsamer Bewegung“. Der Einsendeschluss für Ideen war der 22. Juni, jedoch werden weitere Meldungen auch danach entgegengenommen.

▸ **Weitere Informationen unter inklusionsbuero@basfi.hamburg.de**

Inklusive Schule

Seit der Verankerung der UN-Konvention über die Rechte der Menschen mit einer Behinderung im Hamburgischen Schulgesetz, ist die Grundschule Rahlstedter Höhe eine inklusive Schule. Das Miteinander aller in der Klasse – mit unterschiedlichen Sprachständen, Stärken und Schwächen jedes Einzelnen – ist so fester Bestandteil der Schulpolitik. Es gibt sonderpädagogischen Förderbedarf in Bereichen Lernen, Sprache sowie emotionale und soziale Entwicklung. Ziel ist es, buntgemischte Klassengemeinschaften gleichermaßen zu fördern und fordern. Durch das stark gelebte Miteinander lernen die Schülerinnen und Schüler die gegenseitige Rücksichtnahme im Alltag.

FOTOS: HARTMUT VOGT

Es wird nicht gespart

Vorreiter Informationen und Unterhaltung sind auch für Menschen wichtig, die die üblichen Medien nicht konsumieren können. Wie barrierefreies Senden geht, erzählt Niels Rasmussen, Leiter Programm Online und Multimedia beim NDR und Leiter der ARD-Projektgruppe „Barrierefreier Rundfunk"

Interview: Ulrich Thiele

Herr Rasmussen, der NDR erhält viel Lob für seine Vorreiterrolle in puncto Barrierefreiheit in den Medien. Erinnern Sie sich an die ersten Schritte?

Einzelne untertitelte oder audiodeskribierte Sendungen gab es schon früher, aber so richtig Fahrt aufgenommen hat die Barrierefreiheit in den Medien 2010. Es gab damals die Umstellung von der Rundfunkgebühr auf den Rundfunkbeitrag. Und für Menschen mit Behinderungen wurde – sofern sie wirtschaftlich dazu in der Lage sind – ein Drittel des Beitrags festgelegt. Damit war aber auch die Forderung verbunden, mehr barrierefreie Angebote zu machen. Die ARD hat dazu eine Arbeitsgruppe gegründet, deren Vorsitz der NDR übernommen hat und die ich inzwischen seit vielen Jahren leiten darf. Im engen Austausch mit den Verbänden der Menschen mit Sehbehinderung, der Gehörlosen und Schwerhörigen haben wir dann 2010 und 2011 einen Maßnahmenkatalog zum Ausbau der Barrierefreiheit erstellt.

Was haben Sie damals beschlossen?

Uns war wichtig, dort am meisten zu machen, wo wir die meisten Menschen erreichen. Also keine pauschale Quote für alle Sender festzulegen, sondern Schwerpunkte zu setzen: Dass wir alle Erstsendungen im Ersten mit Untertiteln anbieten, dazu alles Fiktionale und alle Dokumentationen in der Primetime zwischen 20 und 23 Uhr als Hörfilmfassung. Und auch, dass wir die Untertitelung stärker ausbauen als die Gebärdensprachenangebote. Denn so werden die Inhalte von mehr Leuten verstanden – etwa von Altersschwerhörigen, die keine Gebärdensprache verstehen. Diese Schwerpunkte wurden von den Verbänden unterstützt.

Untertitel und Gebärdensprache – das sind zwei Ihrer Säulen. Hinzukommen Angebote in leichter Sprache und Hörfilmfassungen. Fangen wir mit der leichten Sprache an. Für wen gilt das Angebot?

Für alle Menschen, die Schwierigkeiten haben, komplexe Texte zu erfassen. Das Angebot haben wir Ende 2015 eingeführt. Es gibt zum Beispiel jeden Tag die wichtigsten Meldungen aus dem Norden in Leichter Sprache. Das Angebot aufzubauen, war für uns ein Prozess, denn es ist nicht leicht, Leichte Sprache zu formulieren. Inzwischen sind wir aber in der Lage, auch aktuell in Leichter Sprache zu berichten. Unser Autor Mark Harenberg etwa hat 2018 den Leichte-Sprache-Preis der Universität Hildesheim und der Dudenredaktion erhalten.

Gab es in den letzten zehn Jahren besondere Inklusions-Meilensteine?

Der erste große Meilenstein war, dass wir den Maßnahmenkatalog in der ARD verabschiedet haben. Wichtige Meilensteine waren auch immer, wenn wir beim NDR etwas ganz Neues gemacht haben. Zum Beispiel, als wir in die Gebärdensprachübersetzung von Musikstücken eingestiegen sind. Oder als wir zusammen mit den Kindern der Hamburger Elbschule die Kindernachrichten von NDR Info in Gebärdensprache übersetzt haben. Die Live-Audiodeskription im Sport war auch ein Meilenstein. Und Auszeichnungen waren natürlich auch immer eine schöne Anerkennung. Die Audiodeskription der „Sesamstraße" hat 2019 zwei Deutsche Hörfilmpreise erhalten. Das war ein besonderes Highlight. Ernie und Bert waren dabei – die absoluten Superstars der Veranstaltung.

Welche planen Sie für die Zukunft?

Wir haben im NDR dieses Jahr eine besondere Situation, weil wir ein Sparpaket von mindestens 300 Millionen Euro für die nächsten vier Jahre zu bewältigen haben. Der wichtigste Meilenstein, der uns diesbezüglich gelungen ist: bei den barrierefreien Angeboten bislang nicht zu sparen.

Allgemein gefragt: Wie hat sich in Ihrer Wahrnehmung die gesellschaftliche Akzeptanz von Inklusion verändert und welche Rolle haben die Medien dabei gespielt?

Unsere Gesellschaft hat sich verändert, man denke nur an die Inklusion in Schulen. Die Medien sind mit ihren barrierefreien Angeboten ein Teil dieser Veränderung. Neben dem Zugang zu unseren Inhalten geht es aber auch darum, wie wir Menschen mit Behinderungen in den Medien darstellen. Deswegen haben wir schon interne Veranstaltungen dazu gemacht, wie man Stereotypen vermeidet. Das ist uns in der Vergangenheit nicht immer gelungen, ganz selbstkritisch gesagt. Medien sind gefordert, Formen der Darstellung einzusetzen, die nicht primär auf die Beeinträchtigung fokussiert sind, sondern auch positive Beispiele und Perspektiven aufzeigen.

▸ **www.ndr.de**

Dieses Magazin gibt es als PDF unter:
WWW.SZENE-HAMBURG.COM

FOTO: NDR